

GERD-PETER EIGNER

Die Elbe leuchtet

Selbstbild auf Flußuntergrund - Eine Vorstudie

Es ist gar keine Frage,
daß Literatur nicht aus dem Bewußtsein
der Sterblichkeit des Menschen
(und aller Dinge) entsteht, sondern
aus der vitalen Gegenwart des Todes.
Pius Skrabania

Etwa so:

Eine Frau schleppt sich über den vereisten unbestellten Acker, sie zieht zwei Kinder an ihren Händen hinter sich her. Zwischendurch verharrt sie. Vielleicht sinkt sie auf die Knie, um in weit umfassender Geste die beiden Kinder zu umarmen. Sie verharrt wie eine Pietà. Die Kinder sind still, gehorsam, verständig, eines ist drei Jahre alt, das andere fünf. Die Frau erhebt sich, sie stolpert, sie fängt sich, es ist nicht weit bis zum Ufer. Das Ufer ist weit ausschwingend und flach. Sie erreichen das Ufer. Sie verharren. Die Frau verharrt. Dann geht eine Bewegung durch ihren Körper, der in einen dünnen Mantel gehüllt ist, es ist wie ein Stoß, der den Kopf zum Himmel wirft. Dann greift sie mit letzter Kraft fester zu, sie umklammert die Hände der Kinder und beginnt den Gang ins Wasser, in dem alsbald die stummen gehorsamen Kinder vor ihr verschwinden, dann ist Stille über dem Strom, vielleicht schieben sich Eisschollen über die Körper, so daß sie nicht an die Oberfläche gelangen vor der Mündung des Stroms, dem Meer, dem Ende.

Eine andere Version:

Eine Frau, dieselbe Frau wie die zuvor, wer sie von der Seite sähe oder ihr Gesicht erkannte, bemerkte nicht nur die Erschöpfung,

vermutlich auch die Verwirrung, sondern vor allem, daß es sich um eine junge Frau handelt, die Hunger gelitten hat und leidet. Sie hat eine Pelzmütze auf. Oder ein Käppi in Schiffchenform, das mittels einer Haarspange schräg auf das gewellte dunkelbraune Haar geheftet ist. Der Junge an ihrer Hand hat einen aufgedunsenen Leib. Warum ist er so spärlich bekleidet? Kurze Hosen. Kniestrümpfe. Ein Janker. Ist denn Frühling? Das Mädchen reißt die Augen auf, so daß ein Beobachter sogleich erkannte: sie sieht nichts. Wer so weit die Augen aufreißt, ist blind und in diesem Falle vielleicht der Glückliche der drei Menschen. Die Gruppe nähert sich den Resten einer zerbombten Brücke, im Hintergrund brennt die Stadt. Usw.

Oder:

Eine Frau, dieselbe wie vorher, ihr Gang ist schleppend, solange sie geht. Da sie aber anfängt zu laufen und zu straucheln, über Steine, Geländebrocken, zersprungene Betonpisten, aus denen Gras wächst, hinweg regelrecht anbricht gegen die warmen Sonnenstrahlen – jetzt ist Frühsommer –, hat es den Anschein, als tanzte sie eine Art Rondo oder Courante. Am Horizont, im Osten, die Ruinen der Stadt. An den Händen der Frau die Kinder, die einknicken in den Gelenken und zu stürzen drohen. Sie zerren an den Händen der Mutter, die blind – blind jetzt sie – voranstürmt, die Kinder weinen, je mehr das eine Kind weint, desto mehr weint das andere, und je heftiger beider Weinen sich gegenseitig *beflügelt*, desto irrwitziger schluchzt die Frau, jetzt schreit sie. Es ist nicht zu verstehen, was sie schreit, vielleicht klagt sie, sie klagt den Himmel an, den Herrgott. Sie hat sich die Stelle schon vor Tagen ausgesucht, sie hat alles vorbereitet, sie hat die Steine und große Kiesel gehäuft, die sie den Kindern und sich in die Taschen...

Ich zitiere aus meinem Hörspiel *Muttergrab in fünfzehn Dialogen*, das 1994 entstand und im selben Jahr unter meiner Regie vom Sender Freies Berlin mit dem Westdeutschen Rundfunk und Radio Bremen

produziert wurde. Die darin zu Wort Kommenden sind eine etwa 80jährige Sterbende und ihr etwa 50jähriger Sohn.

MUTTER: *Wo soll ich anfangen? Also?*

(VERZÖGERUNG)

Also: Dein Vater, der der Bahnmeister war, der Vorsteher vom Bahnhof in Pitschen... er stellte die Züge zusammen, die Züge nach Westen. Er hatte die Verantwortung. Er schickte alle fort, evakuierte den Ort. Auch uns, dich, die Helga und mich, steckte er in einen der Züge.

Wir hatten sogar ein Abteil für uns sozusagen, ein Bremshäuschen. Kennst du die Bremshäuschen, die es früher an den Güterwagen gab?

SOHN: *Ja, ich glaube, ich weiß...*

MUTTER: *Er schickte uns zu seinem Bruder, zu Gustel in Dresden, damit uns nichts passiert. Denn, du weißt, die Russen. Die Russen standen schon einen Tagesmarsch vor Pitschen.*

Wo dein Vater zurückblieb. Wo er zurückbleiben mußte, weil er der Verantwortliche war.

Und wir kamen nach Dresden. Das war im Februar, ja.

Ich höre noch das Rangieren der Wagen, das Verschieben der Züge, die Weichen. Und dann die Bomben. Wir saßen beim Gustel im Keller. Es war der 13. Februar. Es war wie ein Feuerwerk. Alle zitterten und drückten sich in die Ecken. Nur du, Georg, du blickst durch die Kellerluke und kannst dich gar nicht sattsehen am Feuer.

Am Brand.

Manchmal denk ich, du springst so fröhlich herum im Loch und ziehst Gesichter, um uns zu erheitern.

Weil du siehst, wie wir zittern.

Weil du nicht weißt, was passiert.

Du willst uns ermuntern.

Während es knallt und kracht und pfeift und...

Die Stadt in Schutt und Asche gelegt wird.

Und die Menschen schreien, die brennen.

Mein Gott.

(PAUSE)

Am nächsten Tag, die Tage darauf, geh ich los, um mit dem Gustel für Essen zu sorgen.

Du bleibst mit der Helga beim Großvater Dilbert im Haus.

Ich steig mit dem Gustel über Berge von...

Georg, über Berge von Menschen, schwarzen, verkohlten...

Was vom Holz nicht verbrannt ist, bringen wir mit zum Heizen.

Wir haben überlebt.

Ein Wunder.

Und der Gustel trinkt Schnaps.

Und keiner weiß, wie es weitergeht.

Und es ist wie im Traum.

Überlebt inmitten von:

(PAUSE)

Der literarische Text ist immer eine Verkürzung und eine Entgegnung. Die Verkürzung trägt den Gestus der Verdichtung in sich, die, wenn sie glückt, in Dichtung übergeht. Aus der Entgegnung wird der Gegenentwurf, etwas, das, ist es erst einmal da – und also festgehalten und niedergeschrieben –, ohne die Wirklichkeit auskommt, die es überhaupt erst hat hervorbringen lassen. Insofern ist Literatur immer auch eine Unterminierung jeder Authentizität. Sie arbeitet mit dem Vermeintlichen, da es an den delikatsten Rändern der Wirklichkeit für die Überlebenden (den Leser) keinerlei Verbindlichkeit gibt. Anders ausgedrückt: Das Wort macht keine Faxen. Aber es kann, während alles *in Schutt und Asche gelegt wird, Gesichter ziehen und fröhlich herumspringen im Loch*. Es bleibt ihm eigentlich gar nichts anderes übrig. Pitschen ist Pitschen - heute bezeichnenderweise *Byczyna*, auf halbem Wege zwischen Wrocław und Czestochowa. Und Dresden ist Dresden. Wohin die Mutter des Autors mit ihm und dessen Schwester vom Vater, der tatsächlich Bahnmeister in Pitschen war, geschickt wurde. Zu den ersten tatsächlichen – oder durch die Worte der Mutter

ins Gedächtnis geschriebenen – Erinnerungen des Autors gehören neben den schwarzen Rädern einer Lokomotive, die ihn um ein Vielfaches überragten, das Feuer, das Funkensprühen. Jetzt weiß er nicht mehr, ob er aus dem Loch nach draußen in den Dresdner Weltbrand geschaut hat oder ob ihn – zuvor – der Vater auf seinen Händen hochgehoben hatte, um ihn im Führerhaus einer Lokomotive neben dem Heizer in den glühenden Schlund des Kohlekessels blicken zu lassen. Das wäre dann aber noch in Oberschlesien gewesen.

Er weiß aber, welcher Impuls ihn leitete, als er etwa zwölf Jahre später, um 1957 – er war jetzt fünfzehn Jahre alt –, in Abwesenheit der Mutter die Schublade des schmalen Sekretärs, einer Biedermeier-Imitation, aufzog und in ihren persönlichen Papieren und Notizen zu lesen begann. Und welche Sicherheit, nicht überrascht und ertappt zu werden, ihm dabei die Hand führte. Die Mutter hatte den Kindern immer die Erlebnisse, die ihr Schrecknisse gewesen waren, verschwiegen; sie hatte sie geschont. So war der Griff in die Schatulle mit den kleinen Karoheften und Dokumenten – die Hefte eng und bis an die Ränder vollgeschrieben von der unverwechselbaren, fein ziselierenden Hand – nicht nur das bloße und unrühmliche *Fehlen*, der Fehltritt, dessen, der das ihm selbst bis dahin Heilige und Verbotene nicht mehr zu achten bereit ist, sondern vor allem eine an sich selbst vollzogene Initiation. Er stößt auf die Aufzeichnungen, die den gewaltsamen Tod des Vaters beglaubigen und dokumentieren. Und die davon berichten, wie die *Mutter die Nerven verlor* und mit den Kindern an der Hand nach Empfang der Nachricht davonging, um *in die Elbe zu gehen*. Buchstabe für Buchstabe entziffert er die Schrift, um sich zu merken, was sie – in dieser Reihung! – geschrieben hat und was geschehen war. Es soll ihr jemand gefolgt sein, ihr und den Kindern, der habe *erkannt*, was sie im Begriff war zu tun. Er habe sie zurückgehalten, gerettet. Schade nur, daß dieser Mensch, nachdem er sie alle zum Haus des Schwagers in der Siedlung am Stadtrand von Dresden zurückgebracht hatte, so verschwand, wie er gekommen war. Sie hatte ihn nie vorher gesehen und danach auch nie wiedergesehen.

Die Kinder hätten sich bei ihm bedanken können; bei ihm, nicht bei ihr.

2.

Gefragt, ob ich nicht jemanden wüßte, der etwas über die Elbe schreiben könnte, die Elbe im weitesten Sinne, Vorgaben keine, alles sei möglich zwischen Reportage, Reflexion, literarischer Betrachtung, schlägt es wie in einem Akt eidetischer Implosion über mir zusammen. Der Name wird Bild, und das Bild zeigt ein Gewässer, in dem entscheidende Zeiten und Orte eines Lebens ineinanderfließen. Ich hatte gar nicht gewußt, daß es einen Fluß gibt, den ich den meinen nennen könnte. Eingetaucht in seinen oberen Lauf, sehe ich, wie ich mit zwölf Jahren Verzögerung, nicht mehr sehr weit entfernt von seiner Mündung, dem Gewässer entsteige.

Hamburg, 1957. St. Pauli. Ein Junge, etwa fünfzehn Jahre alt, jener, der sich gerade erst eines Vertrauensbruchs schuldig gemacht hat (um eine *Initiation an sich selbst* zu vollziehen), schlägt sich die Nächte um die Ohren. Er hat sich am Montagmorgen um sieben von der Mutter in der 200 Kilometer entfernten kleineren Stadt an der Nordsee verabschiedet, um abzutauchen: nun allerdings abzutauchen auf seine Weise. Er werde Frau Drong in Hamburg besuchen fahren, hat er der Mutter gesagt, in der Sierichstraße in Hamburg, so wie sie, Mutter, Schwester und er, es im Jahr zuvor gemeinsam getan hatten. Nichts dergleichen aber hat er vor. Statt dessen läßt er sich in der großen Stadt und von vornherein dort, wo sie ihm am überwältigendsten als große Stadt erscheint, treiben. Er treibt im Strom der Menschen, im Glanz der Lichter und Gesichter, er stillt seine Gier. Seine Gier ist: zu sehen. Alles an sich zu reißen und sich einzuverleiben.

Die Nacht, da die Braven schlafen, ist die Königin des Lebens. Nur wo

man in den richtigen Armen liegt, trifft man sich selbst.

Erst sieht er alles wie durch einen Schleier. Er steht an den Bordsteinen in sicherem Abstand von den Auslagen, Eingängen und Fluren. Frauen und Mädchen stehen aufgereiht an den Hauswänden wie Perlen an einer Kette. Dann tritt er vor und betrachtet die Schautafeln und Plakate. Wenn ihn die Türsteher ansprechen, wendet er sich ab und läuft weg. Aber er sitzt an Theken und schlüpfte seine Cola. Bis er sich ein Herz faßt und mit tieferer als ihm von Natur aus eigener Stimme gefährlichere Etablissements betritt. Zuvor hat er schon aus der 2 seines Geburtsjahrs auf dem Personalausweis eine 0 gemacht, so fühlt er sich besser. Es strecken sich ihm Schenkel entgegen, weiße, im Strumpf durchbrochene, auch schwarze. Auf aus engsten Korsagen quellenden Busen zeichnen sich bläulich Adern wie Flußläufe auf dem Schulglobus ab. Im *Hippodrom* auf der Großen Freiheit, wohin ihn ein verkrümmter Schaueremann schleppt, sieht er Frauen zu, die sich im Schlamm wälzen, sich mit Schlamm bewerfen, er sieht ihrem Ringkampf zu. Und flüchtet, als er aufgefordert wird *mitzumachen*. Die Reeperbahn ist eine einzige Eisbahn, die schlittert er, immer fast im Sturz und mit von außen kaum wahrnehmbaren Verrenkungen, dahin. Im *New Orleans* - nie wird er die zahlreichen Namen und Orte vergessen - läßt er sich von *Papa Bue* und allen sieben (oder acht) übrigen Mitgliedern der *Viking Jazzband* (bei späteren ähnlichen Besuchen: von *Ken Colyer's Jazzmen*) eine komplette Autogrammliste auf die bereitgehaltene Postkarte geben. Er sieht Blutiggeschlagene und solche, die in Erbrochenem liegen. Irgendwann springt er von einer schmalen Liege auf, auf die er mit jemandem gefallen ist: der versuchte ihn zu küssen. Am Tag liegt er im Gras unter dem Bismarck-Denkmal, unterhalb des senkrechten Schwerts. Um erneut anzutreten. Er kann nicht genug kriegen, er muß sich verausgaben, es kommt ihm vor wie eine Pflicht. Die Nachmittage verbringt er an den Landungsbrücken, dort, wo die Hafentrundfahrtschiffe ablegen; die Rundfahrt hat er schon im vorausgegangenen Jahr gemacht. Er ißt trockenes Brot und trinkt

Milch. Irgendwann in der zweiten Nacht nickt er in einem Augenblick, da er sich unbeobachtet fühlt, ein. Er fühlt sich immer beobachtet, obwohl er doch verschwunden ist, obwohl niemand weiß, wo er ist. Montag auf Dienstag. Dienstag auf Mittwoch. Mittwoch auf Donnerstag. Man kann davon ausgehen, daß dieser zum Sehen und Streunen Bestellte nur noch torkelt, als er im Coca-Cola-Delirium die Davidwache betritt und um eine Pritsche bittet, seinetwegen auch gleich eine ganze Zelle. Sie schicken ihn weg. Am Donnerstagsmorgen gegen sieben – er hat 72 Stunden nicht geschlafen – steht er in der Tür von Frau Drong, die sagt: "Ja, wie siehst du denn aus?" Sie macht die Suppe heiß. In dem Augenblick, als sie ihm die Suppe im Teller vor die Brust schiebt und er nach dem Löffel greift, fällt ihm der Kopf in die Nudeln.

Habe ich gesagt, daß Frau Drong die Witwe dessen war, der gemeinsam mit dem Vater des Jungen in Pitschen/Oberschlesien von Spitzen der einrückenden sowjetischen Truppen *in Ausübung seines Dienstes* in der Schalterhalle des Bahnhofs an die Wand gestellt und per Genickschuß *liquidiert* worden war? Habe ich gesagt, daß der Junge verschiedene solcher – und in der Folge auch immer riskantere – Ausflüge an Orte machte, wo er sicher sein konnte, daß niemand wußte, wo er war? Es ist angedeutet. Habe ich gesagt, daß diese Unruhe blieb, daß das Durchhaltevermögen des Jungen aber zu einem Gutteil dem Hafen zuzuschreiben war, da fand er Ruhe, am Fluß, da schaute er den Schleppern zu, den Männern, er überquerte auf Fähren den Fluß und sah das Funkensprühen der Schweißgeräte, die Eisenblech zu Schiffen, riesigen Schiffen machten. Und abends gingen, von dort aus gesehen: jenseits wieder die Lichter an, zu denen er sich aufmachte, um zu sehen und zu verstehen. Er verstand fast nichts.

3.

(Entwurf)

a)"Die Elbe empfängt in Böhmen von links aus den Sudeten Aupa, Mettau und Adler, von rechts Iser und Pölzen. Der wichtigste linke Nebenfluß am Oberlauf ist die Moldau aus dem Böhmer Wald, die bei Melnik mündet. Sie ist der eigentliche Hauptfluß, da sie an der Vereinigung im Mittel 140 cbm in der Sekunde führt, die Oberelbe nur 95." (Meyers Lexikon, Leipzig 1925). Dresden und Hamburg mithin an der Moldau.

b)»Letzte Tage in Schlesien – Tagebücher, Erinnerungen und Dokumente der Vertreibung«. Herausgegeben von Herbert Hupka (München und Wien 1981). Das

trozt/wegen seiner vermutlich unsäglichen politischen Ausrichtung vor Jahren im modernen Antiquariat erworbene Buch zur Vorbereitung des hiermit vorgelegten (Elbe-)Textes erstmals zur Hand genommen. Der erste Satz des von einem gewissen Theofil Peters verfaßten Berichts *Arzt für Deutsche, Russen und Polen* lautet: "Der 16. Januar 1945 war für die 3000 Einwohner der Kleinstadt Pitschen im Nordwesten Oberschlesiens, nahe der ehemals bis 1914 russisch-polnischen Grenze, noch ein Kriegswintertag wie viele andere zuvor." Zwei Seiten weiter heißt es zum 18. Januar:

"Ein Bombenangriff auf das nahe Konstadt löschte die Lichter. Deutsche Sturzkampfflieger bombardierten auch die Dörfer Baumgarten und Bischdorf, um russische Panzer vorübergehend zum Rückzug und Ausweichen zu zwingen. Nach dem Angriff läutete das Telephon. Der Bahnhofsvorsteher suchte einen Arzt. Am Bahnhof warteten immer noch über 200 Einwohner vergeblich auf eine Gelegenheit, in einem der unregelmäßig aus Richtung Kempen kommenden Züge einen Stehplatz zu erobern. (...) 24 Stunden später sollten die meisten nicht mehr leben." Auch diese – vorerst – letzte Nachricht von meinem Vater verdanke ich dem Strom.

c)Überhaupt: der Fluß ist in dem Augenblick zum Strom angeschwollen, als ich wußte, ich wolle über ihn schreiben.

d)Das Karoheft, in dem die Mutter ihren beabsichtigten

Verzweiflungsakt nicht nur andeutete und dokumentierte, sondern *realisierte*, war in ihrer Hinterlassenschaft im Jahre 1995 unauffindbar. Wahrscheinlich haben ihre einstige Schreibnot - und sein

Vertrauensbruch - nicht unwesentlich dazu beigetragen, den Sohn zum Schriftsteller zu machen.

e) Elbe (Albis, Labe), Styx: das Schwören unverbrüchlicher Eide.

f) Lethe: das Vergessen.

g) Die Sache mit den Lachsen klären, die flußaufwärts ziehen, um zu laichen und zu sterben. Desgleichen die Wege der Aale verfolgen (Sargassomeer).

h) Und schließlich: Schloß Pillnitz, dorthin lud der Onkel, der Bruder des Vaters, aus Dresden ein, um auf dem ausgesuchten Ausflugsdampfer aus der "Weißen Flotte", den sie am Anleger unterhalb der innerstädtischen Elbterrasse genommen hatten, ins Elbsandsteingebirge vorzustößen wie in eine verwunschene Schlucht (1969); Tangermünde, glühendes Rot der Backsteingotik in der Mittagssonne, die Weite des Ostens über dem tief unterhalb des Standorts gelegenen (fluvialen) Glanz: "Ob man sich hier niederlassen könnte?" (1992); Wittenberg, da steht ein als Luther verkleideter Gastwirt gegenüber dem Rathaus und richtet den Arm auf die zahllosen leeren Fenster der Altstadt: "Alles übernommen von Hamburger und Düsseldorfer Rechtsanwälten und Immobilienmaklern. In die Elbe mit ihnen." (1997)

4.

Berlin — Dresden — Berlin, 22. Januar 1998

Ich nähere mich, von der Karl-May-Stadt Radebeul kommend. Kein Taxi an der S-Bahn-Haltestelle Radebeul-Ost. Es schneit. Der Schnee hält sich nur dort, wo schon Schnee liegt. Im *Hexenhaus* am Robert-Werner-Platz hole ich mir die Auskunft, daß hinter der nächsten Kurve das Stadtgebiet Dresdens beginnt. Wie fast überall an

kommunalen Rändern fallen an den nach auswärts führenden Straßen Bürgersteige weg. Hinter mir treten die Fahrer auf die Bremse und starren mit verdrehtem Hals hinter dem Fußgänger her. Linker Hand die Hallen des Fruchthofs Dresden. Ich halte mich rechts. Und vergewissere mich im Schutz der ersten Telephonkabine des Wegs auf meinem Stadtplan. Ich bin in Dresden-Kaditz angelangt. Ich erkenne die Bushaltestelle, Linie 91, Endstation, Schleife. Nur das Musterhaus der ELK-Fertighaus AG in sozusagen getürktem französischen Landhausstil ("Häuser fürs Leben") verstellt mir den Blick. Dann der Gucksbergsweg. Und das Haus, das ich kenne. Zum ersten Mal frage ich mich, wie ich von dort aus einem Kellerfenster heraus etwas gesehen haben könnte. Ist der Bau überhaupt unterkellert? Wir müssten im Garten gestanden haben, um die britischen und amerikanischen Bomber im nächtlichen Anflug nahen zu sehen. Oder war der Widerschein der unter dem Feuer liegenden Stadt am Himmel so hell und der Lärm so furchtbar?

Ich lasse das Haus hinter mir. Ich verspüre einen Druck in Magen und Darm. Dann ein Zerren, Rumpeln, Rumoren. Schon der Kaffee der tschechischen Crew im EC Vindabona (Berlin — Praha — Wien) war etwas bitter gewesen, mehr noch der "Pott



*Gerd-Peter Eigner
und seine Tochter "Oki" (Oktavia)
(Foto: Helma Schleif)*

Kaffee" im *Hexenhaus*. Ich sehe auf die Uhr. Keine fünf Minuten sind es bis zur Anhöhe, der deichartigen Erhebung, von der aus es steil hinuntergeht in die Verlandungswiesen des Stroms. Die Weite des Blicks ist bemerkenswert. Wiesenweiß und fern die Silhouette der Stadt. Rechts ein bungalowartiges Anwesen mit elbwärts gerichteten Gewächshäusern. Eine Fußspur im Schnee. Der folge ich. Die Böschung hinunter zu den Wiesen erscheint mir bei der Glätte des Bodens, dem Matsch und Eis, zu riskant zum Abstieg. Nur rollt und krampft das Unterbauchgeschlinge. Wo soll ich hin? Ich renne, um nicht zu rutschen, die Böschung hinab. Beim Abbremsen ein Schmerz im Oberschenkel. Die Verkrampfung im Unterbauch heftiger. In Ufernähe sichte ich Buckel von Schnee, schneebedeckte Schilfgrasbüsche, hinter denen könnte ich. Ich stapfe, die Arbeitsmappe unter dem Arm. Der dunkle Mantel. Weiter flußabwärts steht ein dreistöckiges villenartiges Haus auf der Anhöhe, von dort könnte man mich sehen. Man könnte sich fragen: Wohin hastet der Mensch in seinem feinen Ausgehtuch? Was hat er im Schnee zu suchen am Fluß? Ich erreiche die Stelle, ich habe die Direttissima genommen, weit und breit keine Brücke, auch kein Brückenrest zu sehen, die Ufer befestigt, aber es ist die Stelle. Ich werfe Tasche und Mantel in den Schnee, um mich, buchstäblich notdürftig den Blicken irgendwelcher mich Beobachtenden entzogen, zu entleeren. Ja, es ist die Stelle, es kann keine andere sein. Als ich mich erhebe, sehe ich den Mann mit den zwei großen jungen Neufundländern, die auf mich zukommen. Ich kann nicht einfach wegrennen, ich gehe auf den Mann und seine Tiere zu. Ich denke, ich bin ihm eine Erklärung schuldig. Ich sage, hier hätte ich gespielt als kleines Kind, damals, 1945. Ja, sagt der Mann, er auch.

Berlin — Hamburg — Berlin, 23. und 24. Januar 1998

Am Telephon - ich stehe in der Kabine an den Landungsbrücken - sagt sie, sie habe eine dreizehnjährige Tochter. Ich sage, ich hätte eine, die

sei nicht einmal sieben. Du alter Knochen, sagt sie (was sie später leugnen wird). Wir verabreden uns im Hotel, in dem ich untergekommen bin. *Hotel Hafen Hamburg*, ein ehemaliges Seemannsheim. Es gehört dem greisen "König von St. Pauli" und soll das stolzeste unter seinen zahlreichen Besitztümern sein. Ich habe ein Zimmer im Tower reserviert, eine Art vertikales Seefahrzeug bzw. Seezeichen zum Wohnen. Es ist vor zwei noch nicht bezugsfertig. Ich werde den schönsten Blick über den Hafen (die Elbe) haben, den ich je hatte. Es nieselt.

Sie holt mich im Wagen ab. Erstaunlich, wie die einstige Freundin aussieht, immer noch, nach zwanzig Jahren. Fast unverändert. Sie fährt in Richtung Altona, wo sie wohnt. Sie parkt den Wagen neben dem Kühlhaus, das zu einem Luxus-Altenheim umgebaut ist; demnächst, sagt sie, beziehen Nadja Tiller und Walter Giller ihre Suite. Du humpelst? Ja, ich habe mir wohl die Gelenkpfanne gestaucht, gestern, in Dresden. In Dresden? Ich berichte. Mensch, sagt sie. Dann berichtet sie. Ihre Männer. Das Kind sei aus der ersten Ehe (sie wird mir später in der Kneipe das Photo der Tochter zeigen, das von meiner liegt im Koffer im Hotel).

Wir gehen durch Sand, fast wie damals, auf Kreta. Auf Kreta kein Sand, sondern Stein. Aber das Wasser. Die Elbe ist hier schon, 100 Kilometer vor ihrer Mündung, fast wie ein Meer, grau und träge fließt sie abwärts. Wenn sie nicht aufwärts fließt, sagt sie. Ja, ich erinnere mich: Die Meereszeitenströmung ist hier noch derartig stark, daß im Hamburger Hafen die Elbe sieben Stunden abwärts fließt und fünf Stunden aufwärts, sie kommt nicht so schnell raus auf ihr Meer, die Nordsee.

Und was hast du so inzwischen gemacht? Sie meine, abgesehen von der Tochter.

Einmal greife ich nach ihrer Hand. Einmal lege ich meinen Arm um ihre Schulter.

Ich habe gewußt, sagt sie, daß wir uns noch mal wiedersehen, das war nicht gut damals.

Ja, sage ich.

Ich war ziemlich orientierungslos.

Ja, sage ich.

Aber trotzdem, sagt sie.

Als wir in der Uferkneipe sitzen, gehen hinter ihrem Kopf, dem dunklen, die Scheinwerfer der Kräne jenseits der Elbe an. Zahllos. Ihr Widerschein in der schwarzen Flut, die jetzt abwärts zieht. Dämmerung. Die Elbe leuchtet. Sie leuchtet rötlich. Oder orange. Dreh dich bitte einmal um, sage ich, und sag mir, wie die Elbe leuchtet, ich meine, was das für eine Farbe ist, die die Kräne da wie Pflanzliches, Mangrovenwurzeln, phosphoreszierende Lianen, ins Wasser werfen?

Sie schaut.

Eindeutig Malve, sagt sie.

(1998)